

STARK



Konrad  
Adenauer  
Stiftung

Liebe Leserinnen und Leser,

wann haben Sie zuletzt den Himmel beobachtet? Meine Kinder halten gerne Ausschau nach Wolken, versuchen Schafe oder Drachen darin zu entdecken. Wolken sind ihre beweglichen Reisebegleiter, die zum Träumen anregen.

Seit 50 Jahren eröffnet die Konrad-Adenauer-Stiftung mit ihrer Begabtenförderung jungen Menschen neue Horizonte. Seither ist sie Reisebegleiterin für Studierende, die voller Tatendrang stecken, Ziele haben und sie mit Ausdauer verfolgen. Für junge Leute, die kreativ sind, Ideen haben, außergewöhnlichen Einsatz und Engagement für ihre Mitmenschen und die Gesellschaft zeigen. Für Menschen mit einer großen Portion Neugier und ganz unterschiedlichen Biografien.

Rund 3.500 Studierende fördert die Konrad-Adenauer-Stiftung zurzeit mit Studien-, Promotions- und Auslandsstipendien, rund 150 angehende Journalisten absolvieren die Journalistische Nachwuchsförderung (JONA).

Im Mai 2015 haben einige JONAlisten eine Schreibwerkstatt zum Thema „Portrait“ besucht. Im Rahmen des Seminars haben die jungen Autorinnen und Autoren auch Stipendiaten aus verschiedenen Förderbereichen portraitiert und dabei entdeckt, dass, so unterschiedlich die Portraitierten auch sind, sie eines gemein haben: Es sind Menschen mit Zielen und Haltung – echt starke Charaktere.

Und die wollten wir Ihnen nicht vorenthalten. Viel Freude bei der Lektüre wünscht Ihnen

Ihre



Astrid Csuraji



# Lebenslauf

*Jana Vijayakumaran überspringt zwei Klassen, besucht nebenbei eine Schauspielschule und beginnt mit 16 ihr Studium. Statt Pausen zu machen, engagiert sie sich lieber politisch*

380 Stellen hat die Zahl Pi nach dem Komma. Vermutlich haben sich die wenigsten diese Zahlenreihe im Matheunterricht ganz angeschaut. Jana Vijayakumaran hat sie auswendig gelernt – mit allen 380 Nachkommastellen. Als Jana in der achten Klasse war, hatte ein Schulfreund mit ihr gewettet, wer die meisten Zahlen hinter dem Komma aufsagen kann. Das war vor sieben Jahren. Sie hat die Wette gewonnen. „Irgendwie hat mir das sogar Spaß gemacht.“

Jana, 18, ist eine zierliche Person mit langen, schwarzen Haaren. Ihr machen viele Dinge Spaß, die andere tunlichst vermeiden. Goethes

„Faust“ zum Beispiel hat sie in der Schule lange vor den anderen gelesen – freiwillig – und nebenbei auswendig gelernt. In der ARD-Show „Groß gegen Klein“ begeisterte sie damit ein Millionenpublikum. Es ging darum, Verse aus „Faust“ zu vervollständigen. Für Jana kein Problem. Für ihren Kontrahenten, den Literaturkritiker Hellmuth Karasek, unmöglich. Sie gewann das Duell. Er konnte nur beeindruckt zuschauen.

„Ich konnte mir Dinge schon immer gut merken“, sagt Jana. Es ist ihr fast peinlich, wenn sie sich an diese Momente im Fernsehen erinnert.



*Jana Vijayakumaran engagiert sich bei Amnesty International, in der Jungen Union und hat eine Partnerschaft zwischen ihrer Heimatstadt und Ghana aufgebaut. Ehrenamt ist für sie selbstverständlich*



Jana spricht nicht gern über ihre Talente. Dieses Wort nimmt sie kaum in den Mund. „Jana hat so etwas wie ein fotografisches Gedächtnis“, sagt Simone Vijayakumaran, Janas Mutter. Ihr Opa, Janas Urgroßvater, sei auch ein Gedächtniskünstler gewesen. Dass Jana einen überdurchschnittlich hohen IQ hat, sei zu Schulzeiten festgestellt worden. Von Jana ist das nicht zu erfahren. Details, die sie zu sehr in den Vordergrund rücken, erwähnt sie nicht.

Dabei fällt schon früh auf, dass Jana intelligenter ist als andere. Sie überspringt die erste und die siebte Klasse. „In der Schule habe ich es nicht lange ausgehalten“, sagt Jana und lacht. Die Lehrer nahmen sie schon gar nicht mehr dran,

weil Jana immer alle Antworten wusste. Mit 16 Jahren macht sie ihr Abitur – als jüngste in der ganzen Bundesrepublik. „Der Altersunterschied hat nie eine Rolle gespielt“, sagt sie. Viele, die so durch ihre Schulzeit rasen, gelten als Streber, als Außenseiter. Jana aber hat sich immer wohl gefühlt. „Ich hatte wirklich Glück. Niemand war neidisch.“ Viele ihrer Mitschüler hätten sich eher gefreut, Jana als Freundin zu haben – zum Beispiel beim Abschreiben der Hausaufgaben. Das Abi besteht Jana mit der Note 1,2. Überall hat sie Bestnoten, nur in Mathe ist sie ein bisschen schlechter. Gelernt hat sie für ihren Abschluss nicht so richtig, nur einige Tage vor den Prüfungen saß sie mal länger am Schreibtisch. „Zum Lernen hatte ich auch keine Zeit“,

sagt Jana heute. Während der Oberstufe besuchte sie die private Schauspielschule „Arturo“ in Köln, sozusagen nebenbei. Vom Nachmittagsunterricht an ihrer Schule in Mönchengladbach ist die damals 14-Jährige befreit. Um 12.45 Uhr klingelt die Schulglocke. Im Eiltempo packt Jana ihre Sachen und sprintet zum Bahnhof, um den Zug nach Köln zu erwischen. Dort hat sie Schauspielunterricht von 14.30 Uhr bis 22.15 Uhr. Abends fährt sie zurück nach Mönchengladbach, am nächsten Morgen geht sie wieder in die Schule. Jeden Tag in der Woche, ein Jahr lang.

Wenn sich Jana heute an diese Zeit erinnert, sagt sie: „Für mich war das keine Belastung.“ Die Schauspielausbildung sieht sie eher als



Ausgleich. Auf der Bühne zu einer anderen Person zu werden, gibt ihre Energie. „Die Vorstellung, den ganzen Nachmittag frei zu haben, wäre viel schlimmer gewesen.“

Schon 2008 stand Jana zum ersten Mal vor der Kamera. Sie spielte in dem Film „Die Vorstadt-krokodile“ als Komparsin mit. Später folgten Hauptrollen, etwa in der KIKA-Serie „Abenteuer Wilder Westen“. Die Dreharbeiten fanden in den USA statt. Jana machte durch ihre Auftritte weitere Regisseure auf sich aufmerksam. Erst kürzlich spielte sie in dem dokumentarischen Spielfilm „European Five Days“ eine Hauptrolle. In dem Film ist sie ein türkisches Mädchen, das ohne Perspektive aufwächst und aus ihrem Heimatland

flüchtet. Für ihre Rolle lernte Jana sogar Türkisch, der Film wird in Originalsprache ausgestrahlt. Anspruchsvolle Dreharbeiten sind Jana wichtig: „Ich möchte Rollen spielen, die Missstände aufzeigen und einen politischen Bezug haben.“ Seichte Unterhaltung, das ist nichts für Jana.

Als Jana nach dem Abitur zur Schauspielschule will, wird sie weder in Frankfurt noch in Bonn angenommen. Die Begründung: Die 16-Jährige sei zu jung. In dem Alter könne man noch nicht die großen Gefühle empfinden, die man fürs Schauspiel brauche, heißt es. Zum ersten Mal in ihrem Leben steht Jana vor einer Hürde, die sich nicht überwinden lässt. Jana muss einen Ausweg suchen und beginnt ein Studium in Bochum.

Es ist eine der wenigen Unis, die den Studiengang „Theaterwissenschaften und Angewandte Literatur“ anbieten. Wieder ist sie die Jüngste, sogar die jüngste Studentin in ganz Nordrhein-Westfalen.

Auch an der Universität geht es für Jana im Eiltempo weiter. Sie belegt alle Fächer, die sie interessieren – und macht viel mehr als im Stundenplan vorgesehen ist. „Vor kurzem habe ich festgestellt, dass ich eigentlich keine Kurse mehr brauche, sondern schon mit meiner Bachelor-Arbeit anfangen könnte.“ Es klingt so, als sei sie selbst überrascht, während sie das sagt. Jana ist jetzt im vierten Semester. Viele von ihren Kommilitonen verbringen Zeit in Kneipen, Bars und



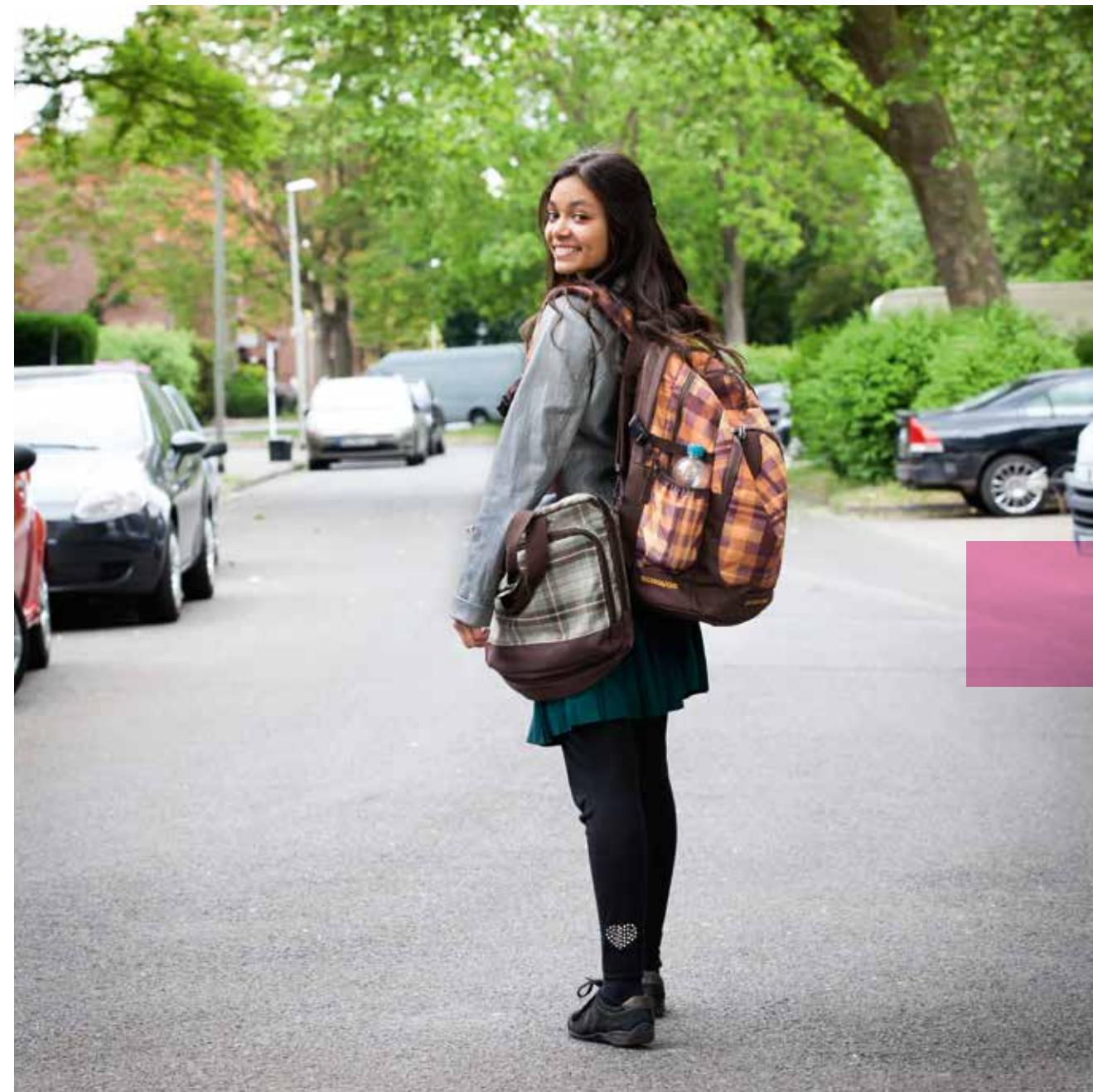
Clubs. Das aber ist nicht Janas Welt. Sie bleibt lieber zu Hause und liest. In Mönchengladbach hat sie eine eigene Bibliothek – mit mehr als 1.500 Büchern.

Jana ist auch politisch aktiv. In der Jungen Union in Mönchengladbach ist sie im Kreisvorstand engagiert, bei Amnesty International arbeitet sie bei besonderen Aktionen mit. Und mit dem „Ghana Komitee“ hat sie eine kommunale Partnerschaft zwischen dem afrikanischen Land und ihrer Stadt Mönchengladbach aufgebaut. Dafür hat sie schon mehrere Integrationspreise gewonnen. „Wenn man im Leben so viele Möglichkeiten hat, dann sollte man anderen helfen“, sagt Jana. „Ich fände es verantwortungslos, wenn ich es nicht tun würde.“ Als Ausgleich zu der Kopfarbeit macht Jana Ballett und jongliert. „Manchmal wäre es besser, wenn der Tag 48 Stunden hätte“, sagt sie. Für Freundschaften bleibt nur wenig Zeit. Dennoch möchte sie auf keine ihrer Tätigkeiten verzichten. „Jana ist nie ausgelastet, das war schon im Kindergarten so“, sagt ihre Mutter. Angst, dass es ihrer Tochter einmal zu viel wird, hat sie nicht.

Auch für die Zukunft hat Jana noch viel vor. Sie will ehrenamtlich die Hausaufgaben-Betreuung an ihrer alten Schule übernehmen und den Schülern Theater und Ballett beibringen. Und im Sommer macht sie ein dreimonatiges Auslandssemester in Indien, um die asiatischen Literaturtheorien zu verstehen. Schon nach dem Abitur ist sie dorthin gereist. Der Subkontinent interessiert sie – auch deshalb, weil ihr Vater aus dem Nachbarland Sri Lanka stammt.

Im Herbst schreibt Jana ihre Bachelor-Arbeit, danach will sie mit dem Master anfangen. „Wenn Jana etwas macht, dann richtig. Mit Leib und Seele sozusagen“, sagt ihre Mutter. Nach dem Studium will Jana als Schauspielerin arbeiten oder Dramaturgin im Theater werden. „Ich möchte irgendwas mit Geist, Körper und Herz machen“, sagt sie. „Es soll ein herausfordernder Job sein, der auch für andere nützlich ist.“ Das Wissen über die Nachkommastellen von Pi gehört wohl nicht dazu.

*Text: Michael Scheppe*





# Hiobs Botschaft

*Daniel Freitag ist 16, als er schwer erkrankt.*

*Sein Glaube an Gott wird auf eine harte Probe gestellt*

Januar 2011. Daniel ist krank. Seit vier Wochen fesselt ihn eine Grippe an sein Bett. Es wird einfach nicht besser, seine Mutter macht sich Sorgen. Sonst ist er kaum krank und jetzt so lange? Sie fahren zu mehreren Ärzten, aber eine Erklärung gibt es nicht. Um sich sein Halbjahreszeugnis abzuholen, schleppt er sich noch einen Tag in die Schule. Zum letzten Mal für mehrere Monate. Die Diagnose kommt schließlich per Telefon: Daniel hat Lymphdrüsenkrebs.

„Das ging unter die Haut“, sagt er heute. Nur wenige Tage später beginnt die Chemotherapie und mit ihr Daniels körperlicher Zerfall. Denn die Infusionen, die er bekommt, zerstören sein Immunsystem. Der Junge, der ein leidenschaftlicher Sportler war, kann bald kaum mehr als 100 Meter am Stück laufen.

April 2015. Daniel sitzt in einer Münsteraner Studentenkneipe. Er ist lässig gekleidet, trägt ein T-Shirt mit Aufdruck, ausgewaschene Jeans und rote Turnschuhe. Die Sonnenbrille steckt im T-Shirt-Ausschnitt. Ein Glas Cola und eine Schale grüne Nudeln mit Bechamelsauce stehen vor ihm auf dem Tisch, aber er kommt weder zum Essen noch zum Trinken. Er erzählt von seiner Krebserkrankung, seiner Kindheit, vom Studentenleben. Keine Selbstverständlichkeit. „Wäre der Krebs nur einen Monat später entdeckt worden, wäre ich wohl gestorben“, sagt er.

Seine knapp einjährige Leidenszeit hat Daniel in vier DIN A5 großen Tagebüchern festgehalten. Jeden Tag hat er aufgeschrieben, wie die Chemotherapie ihn und seinen Körper verändert. „Ich

habe diese Bücher lange Zeit nicht so richtig anrühren wollen“, sagt er. Erst vor ein paar Monaten hat er seine Aufzeichnungen zum ersten Mal gelesen. „Man ist erstaunt, was man so alles durchgemacht hat. Es ist aber auch schön, die Erinnerungen aufleben zu lassen.“

Das Universitätsklinikum Münster gleicht einer kleinen Stadt. Daniel wurde in den Türmen des Zentralklinikums behandelt. Hier hat die Positronen-Emissions-Tomografie, kurz PET, stattgefunden. Dabei werden radioaktive Zuckerlösungen in den Körper gepumpt, um die Krebszellen sichtbar zu machen. „Weil ich radioaktiv war, musste ich danach sofort nach Hause. Ich habe die ganze Zeit richtig gestrahlt. Wie so ein kleines Atomkraftwerk“, sagt er. Manchmal hatte er zwei Behandlungen an einem



*Daniel Freitag ist in der Evangelischen Studentengemeinde Münster aktiv und attestiert seiner Kirche Reformationsbedarf. Er will Verantwortung übernehmen und Veränderungen mitgestalten*

Tag, dann musste er in der Zwischenzeit in einem Bereich warten, der mit zwei Meter hohen, durchsichtigen Wänden abgegrenzt ist. „Du kommst dir da drin vor wie in einem Käfig“, sagt Daniel.

Die Chemotherapie geht nur in kleinen Schritten voran, Schmerzen und Übelkeit werden zu ständigen Begleitern. „Du arbeitest immer einen Tag ab. Und hinter jeden Tag, den du schaffst, machst du einen Haken“, sagt er. „Ich habe

damals gedacht: Die Zeit geht ständig weiter und sie geht für dich weiter.“ Während seiner Krankheit hat Daniel ein großes Ziel: Er will bei der Konfirmation seiner Schwester dabei sein. Wochenlang freut er sich auf den einen Tag in seinem gewohnten Umfeld. Die Bedingung ist: Er muss an diesem Tag fieberfrei sein. Kurz vor der Konfirmation bekommt er tatsächlich Fieber. „Das war für mich der Moment, an dem ich mich am meisten vom Leben verarscht gefühlt habe“, sagt er. „Das war einfach...“, er holt

Luft, „da war ich wirklich am Ende.“ Ärzte und Krankenschwestern haben Mitleid mit ihm. Daniel bekommt eine höhere Dosis Schmerztabletten. Am nächsten Tag geht es ihm tatsächlich besser. „Da war ich dann ziemlich glücklich.“

Trotzdem fühlt er sich in dieser Zeit vom Leben unfair behandelt. „Am Anfang habe ich mich wie Hiob gefühlt. Als einer, der alles erliden muss“, sagt Daniel. Hiob wird in der Bibel als unbescholtener und gottesfürchtiger Mann

beschrieben, der dann eine niederschmetternde Nachricht nach der anderen erhält: Seine Rinder- und Kamelherden werden ihm genommen, Geschwüre bedecken seinen Körper, seine zehn Kinder sterben. Hiob ist am Boden, hält aber trotzdem an seinem Glauben fest.

Hiob ist Teil einer Wette zwischen Gott und Satan. Der Satan glaubt, Hiob werde irgendwann aufgeben und das Vertrauen in Gott verlieren. Gott glaubt, Hiob werde ihm treu bleiben.

Gott behält Recht, Hiob wendet sich nicht von ihm ab. Am Ende bekommt Hiob mehr Kinder, Kamele und Rinder als zuvor.

Auch Daniel hat seine Hiobsbotschaft angenommen. Nach dem Krebs ist er mit neuer Zuversicht in sein Leben zurückgekehrt. „Ich habe mich gefestigt gefühlt. Als wenn mich nichts mehr aus der Bahn werfen kann“, sagt er heute. Daniel spricht offen über seine Krankheit, ohne Bitterkeit oder Frust. „Ich versuche, etwas

Positives daraus zu ziehen.“ Aber es hat gedauert, bis sich sein Leben wieder normalisiert hat. In der Schule begegneten ihm Mitschüler mit Skepsis, viele machten einen Bogen um ihn. Er musste lernen, damit umzugehen.

Geholfen hat ihm ein Verbündeter, den er während der Krankheit gefunden hat: Gott. Daniel kommt aus einem christlichen Elternhaus, sein Vater ist Pastor. Schon als Kind hatte er Berührung mit dem Glauben. „Meine Eltern

haben den Grundstein gelegt“, sagt er. Trotzdem sei da immer eine gewisse Skepsis gewesen, in der Pubertät habe er große Zweifel gehabt. „Ich habe mich gefragt: Ist das überhaupt wahr, was in der Bibel steht?“, sagt Daniel. Der Krebs hat seinen Glauben gestärkt. „Ich bin aus der Krankheit raus gekommen und dachte: Es muss Gott geben.“

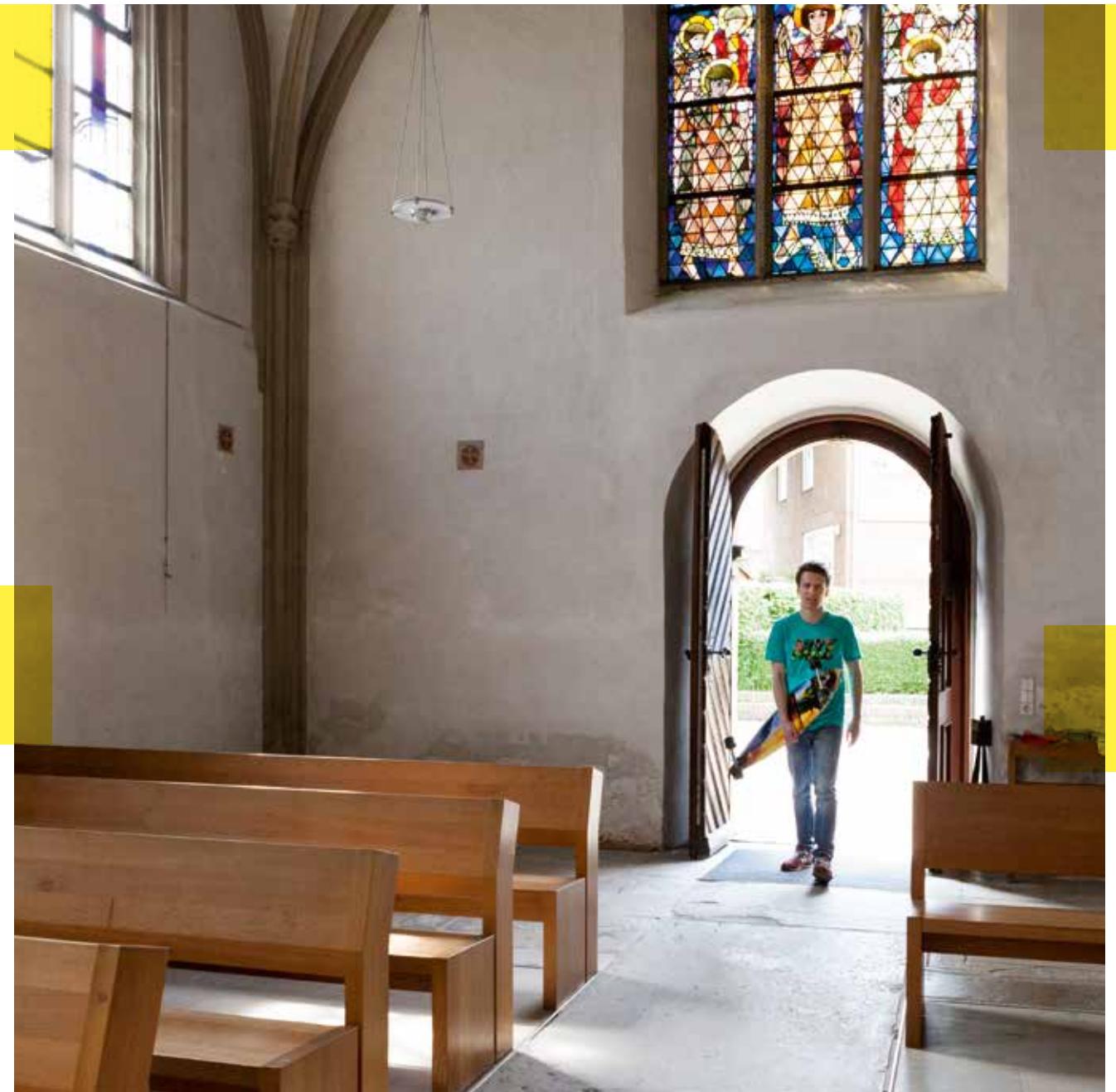
Das war ein Grund für ihn, Evangelische Theologie zu studieren. Ein zweiter: „Ich möchte etwas verändern, die Gemeinden umgestalten.“ Vor allem Jugendliche möchte er wieder in die Kirchen holen. „Wenn nur noch Alte in den Bänken sitzen, weißt du, dass die Gemeinde bald ausgestorben ist“, sagt er. Allerdings sei Glauben bei Jugendlichen derzeit ziemlich uncool. „Religiöse Touristen“ werden sie in der Sinus-Jugendstudie genannt. Daniel glaubt, den Grund zu kennen: „Viele haben normale Gottesdienste satt.“ In seiner Heimatgemeinde haben sie mal einen Freibadgottesdienst veranstaltet und einen auf einem Fußballplatz. Das war gut, findet Daniel.

Er will die Zukunft der Kirche gestalten. Auch deshalb engagiert er sich in der Evangelischen Studentengemeinde Münster. An diesem Mittwochabend wird dort ein Vesper-Gottesdienst gefeiert. Daniel geht langsam in die Kapelle hinein, nimmt sein Baseballcap ab und setzt sich auf eine Holzbank in der vorletzten Reihe. In Gottesdiensten kann er sich sammeln, kann nachdenken. „Kirchen sind kleine Inseln für mich. Sie haben etwas Beruhigendes“, sagt er. Fast ein wenig schüchtern singt er die Lieder und spricht das Vaterunser. Es scheint, als würde in diesem Moment der Alltag von ihm abfallen.

Der Alltag spielt sich in einer Vierer-WG in Münster ab. In seinem Zimmer steht ein Longboard. Im Winter fährt er Snowboard, Surfen kann er auch. „Hauptsache ich habe irgendwas unter den Füßen“, sagt Daniel. Auf Brettern fühlt er sich frei. Im Studium ist das nicht immer der Fall. Gerade quält er sich durch Altgriechisch. 20 Wochenstunden Konjugieren, Deklinieren, Vokabeln lernen. Die Gemeinden haben sich verändert, das Theologie-Studium kaum. Er setzt sich in der Fachschaft dafür ein, die Inhalte des Studiums anzupassen. „Es hängt ja nicht unbedingt an der Sprache, ob jemand später ein guter Pastor ist“, sagt Daniel. Er würde nach dem Studium gerne als Pfarrer in einer Gemeinde arbeiten, aber er kann sich auch vorstellen, Seelsorger oder Entwicklungshelfer zu werden.

Reden kann er jetzt schon wie ein Pastor. Die Wörter sprudeln aus ihm heraus. Zu jeder Lebensphase kann er kleine Anekdoten erzählen. Natürlich geht es immer wieder um seine Krankheit. Zwei Mal im Jahr muss Daniel für eine Nachkontrolle in die Uniklinik. Diese Tage sind für ihn wie eine Ermahnung. „Das bringt dich wieder auf den Boden“, sagt er. Und ein paar Mal im Monat kommt auch der Schmerz zurück. Denn die ständigen Infusionen haben Daniels Magen empfindlich gemacht. Regelmäßig bekommt er Krämpfe. „Viele Krebspatienten haben hinterher was mit dem Herzen und können nicht mehr richtig Sport machen“, sagt er. Er hält kurz inne. „Da habe ich Glück gehabt.“ Für ihn ist es gut ausgegangen. Genau wie für Hiob.

*Text: Eike Hagen Hoppmann*





# Der Fremde

*Für seine Feldforschung über benachteiligte Stadtviertel ist Sebastian Kurtenbach in eine Hochhaussiedlung nach Köln-Chorweiler gezogen. Eine Reise in eine andere Welt*

Irgendwann ist Sebastian Kurtenbach aufgefallen. Mit seinem Klemmbrett hat er auf den Bänken in Köln-Chorweiler gesessen. An sechs verschiedenen Plätzen. Immer fünfzehn Minuten lang. Sechs Mal am Tag. Das erste Mal morgens um sechs, das letzte Mal abends um zehn. An vier Tagen die Woche. Zwei Monate lang. Er hat beobachtet. Er wurde beobachtet. In Köln-Chorweiler ist er Exot. Er kommt nicht von hier, gehört hier nicht hin.

Ob er vielleicht vom Jugendamt sei, wurde er von einer Bewohnerin gefragt. Die Nachbarn

hätten sowas gesagt. Nein, ist er nicht. Er schreibt eine Doktorarbeit. Er will wissen, ob und wenn ja, wie arme Stadtteile arme Menschen noch ärmer machen.

Deswegen hat er der Frau das Klemmbrett gezeigt. Sie überzeugt, dass er mit dem Jugendamt nichts zu tun hat. Den Drogendealern am Pariser Platz versichert, er sei nicht von der Polizei. Würde nur da sitzen. Und Chorweiler zuschauen, wie es aussieht und was passiert. Damit er die Lebenswelt verstehen und beschreiben kann. Stehen zwei oder mehr Personen zusammen,

füllt der Doktorand die kleinen schwarzen Kreise auf dem Erhebungsbogen: Wie alt sind die Männer, Frauen, Kinder? Wie lange sprechen sie miteinander? Liegen Zigarettenstummel herum: ja oder nein. Weisen Spritzen oder etwas anderes auf Drogenkonsum hin: ja oder nein. Sind verfallene Gebäude sichtbar: ja oder nein. Fallen Menschen auf, weil sie rauchen, Müll auf den Boden werfen, Alkohol trinken oder aggressiv sind: ja oder nein. Schreit eine Mutter ihr Kind an? 17 Spalten: ja oder nein. So will er herausfinden, wie sich Menschen dort verhalten, wo es grauer und dreckiger ist. Er wird unter den



Bewohnern von Chorweiler Fragebögen verteilen. Und er wird Experten befragen. Nachbarschaft, psychischer Stress und Kriminalität werden die Themen sein.

Sebastian Kurtenbach, 28, verbirgt seine roten Haare unter einer Schiebermütze. Er trägt Drei-Tage-Bart, Wanderschuhe und ein braunes Sakko. Als Kind hat er die Vorstadtidylle Kölns genossen, im vergangenen Herbst hat er sich für seine Doktorarbeit ins Feld begeben. Wurde einer von 13.000 Bewohnern von Chorweiler-Mitte. Ist in eine 1-Zimmer Wohnung auf einem der langen, weißen Flure in eines der Hochhäuser gezogen. Das Einschlafen fiel ihm dort manchmal schwer. „Man hört alles. Man riecht das Essen der Nachbarn.“ Es ist, als sei er in eine andere Welt gezogen, obwohl der Kölner Dom nur zehn Kilometer entfernt ist.

Jemand staubsaugt. Eine Männerstimme ist zu hören, irgendwo hinter einem der Aluminiumfenster, laut und schroff. Die grauen Hochhäuser ragen eng gebaut in den Himmel. Manche Fassaden wurden in den siebziger Jahren in orange-braun-gelbe und türkis-blau-graue Farbkombinationen getaucht. Die einen hält

eine private Wohnungsbaugesellschaft gut in Schuss. Andere verkommen unter Zwangsverwaltung. „Mit 18 war ich während eines Praktikums das erste Mal hier. Der Anblick hat mich erschlagen“, sagt Sebastian.

Ein paar Jahre zuvor wollte er noch Pferdewirt werden. Eine Verletzung am Fuß zerstörte seinen Traum in der zehnten Klasse. Er ging weiter zur Schule, machte Fachabitur. Eines Tages zu forschen und in Chorweiler zu wohnen – beides wäre damals undenkbar gewesen.

Seine Entscheidung, für einige Zeit in anonymen Hochhauswelten zu leben, verstehen nicht alle Freunde. Auf Partys wird sein Thema kurz und knapp als „komplex“ eingestuft, die Fragestellung flapsig mit einem „Ist doch klar!“ für irrelevant gehalten. Manchmal fragt doch einer mit einem erwartenden „Und?“ nach ersten Ergebnissen. Dass er scherzeshalber als „Ghettoforscher“ abgestempelt wird, amüsiert ihn. Er weiß: Normalerweise ist es in Chorweiler unproblematisch. Langweilig. Es gibt einige Ecken, die Sebastian schlicht als „Nicht-Orte“ bezeichnet. „Da knutscht vielleicht mal ein Pärchen. Ansonsten ist dort keiner und es passiert nichts.“

Der Nachwuchs-Wissenschaftler kennt inzwischen die versteckten und die belebten Plätze. Zum Beispiel die in Hauseingängen, direkt vorm Aufzug. Hier treffen sich die Leute.

„Schon wieder kaputt?“, fragt eine mollige Frau mit blonden Locken, weißem Jogginganzug und Latschen. An der Leine führt sie ihre grimmig dreinguckende Bulldogge. Der linke Fahrstuhl ist außer Betrieb. Drei andere Bewohner wollen auch nach oben. Das wird eng. Es dauert. Geredet wird nicht. „Obwohl die Leute schon lange gemeinsam hier wohnen, scheinen sich wenige untereinander zu kennen. Kaum jemand bleibt stehen und unterhält sich.“ So ist das hier oft, Sebastian ist darüber erstaunt. Denn eigentlich sind die meisten Bewohner den ganzen Tag zu Hause. Das Wohngebiet ist ihr soziales Umfeld. Aber sie distanzieren sich voneinander. Es herrscht Misstrauen. Es mangelt an Gemeinschaftsgefühl.

Am Anfang war Sebastian skeptisch, ob sich in Chorweiler tatsächlich beobachten lässt, wie sich die Bewohner mit ihrem Verhalten an ihren Lebensraum anpassen. „Aber nach 1557 dokumentierten Situationen bin ich eines besseren

*Sebastian Kurtenbach erforscht benachteiligte Stadtviertel nicht nur, er engagiert sich auch für sie. Als Streetworker der Arbeiterwohlfahrt ist er in der Dortmunder Nordstadt aktiv*



belehrt worden“, sagt er. Die Menschen legten vor allem dort auffälliges Verhalten an den Tag, wo Häuser verwaisten. Sebastian erklärt sich das mit der Verantwortungslosigkeit einiger Investoren. Die Miete in diesen Siedlungen wird oft vom Staat bezahlt – egal, ob die Besitzer in die Wohnungen investieren oder nicht. Darunter leiden vor allem die Kinder, die in maroden Häusern zuhause sind.

Pariser Platz, am Nachmittag. Die Sonne taucht die Siedlung in ein freundliches Licht. Hier hat Sebastian schon viele Stunden verbracht. Der Mann mit den silbernen Haaren unter dem Kapuzenpulli, der ein paar Meter weiter auf der Bank unter dem Baum sitzt, ist schon so etwas wie ein Bekannter. Er soll Sebastian helfen. Er soll sagen, ob die nächste Umfrage für alle Bewohner sprachlich und inhaltlich verständlich ist. Der Mann verspricht, da zu sein. Wo solle er auch sonst sein, scherzt er. Die Menschen aus Chorweiler bleiben in Chorweiler. „Schulglocke und Hundeblass bestimmen hier den Alltag“, sagt Sebastian. 40,8 Prozent der Menschen leben von Hartz IV. Vor die Türe gehen viele nur dann, wenn der Hund Auslauf braucht.

Der Doktorand war immer draußen, auch im Dunkeln und bei Regen. Alle 15 Minuten eine

neue, unbequeme Bank. „Da hat man irgendwann keinen Bock mehr“, sagt er. Es waren kleine Dinge, die ihn dann aufgemuntert haben: ein schnelles Nicken, eine kurze Begrüßung. Aber es gab einen Moment, da wollte Sebastian nicht mehr. „Es war Sonntagmorgen um neun, ich stand vor meiner Haustür, da ist ein Mann vom Balkon gesprungen.“ Ein Messer steckte in seinem Körper. Die Erinnerung daran lässt ihn heute noch erschauern. Weil er der einzige Zeuge war, musste er der Polizei Fragen beantworten. Danach ist er erstmal für ein langes Wochenende ins Kloster gefahren.

Die persönlichen Erfahrungen, die Sebastian in Chorweiler macht, teilt er als Dozent mit Studenten. Wenn er an der Uni den Raum betritt, hängt seine Ledertasche tief in den Kniekehlen, in der Hand hält er einen Kaffeebecher. „Kommt, macht mal einen Stuhlkreis“, fordert er die zwölf Studenten auf. Sie sollen von ihrer Feldforschung in der Dortmunder Nordstadt berichten. Sebastian kennt sich aus. Als Streetworker arbeitet er dort ehrenamtlich für die Arbeiterwohlfahrt.

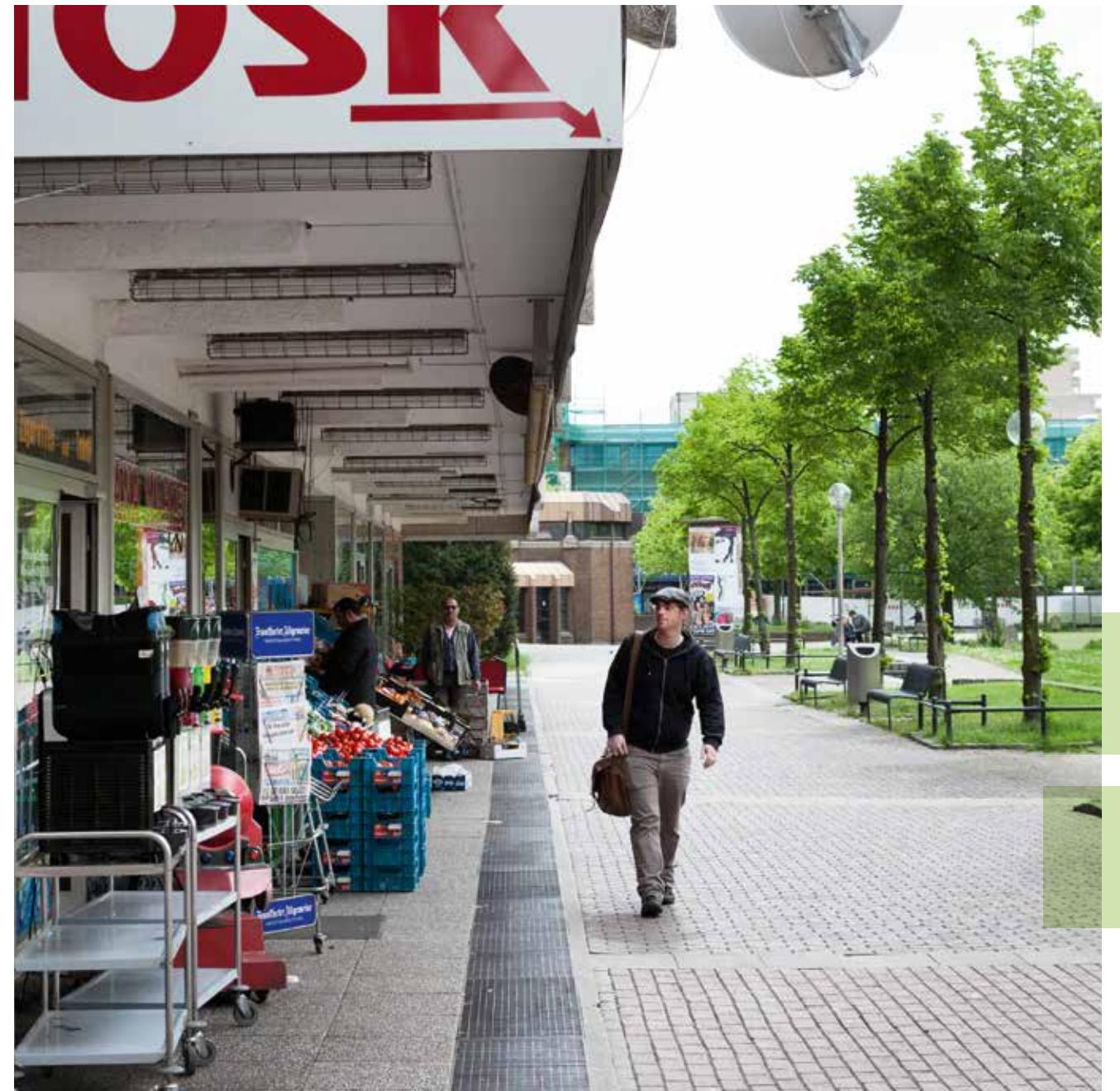
Sebastian hat einen Bachelor in Sozialer Arbeit. In Dinslaken hat er mit Jugendlichen Bewerbungen für Ausbildungsstellen geschrieben.

Das war frustrierend, für ihn genauso wie für die Jugendlichen. „Es war klar, dass die Bewerbungen nicht gelesen wurden. Manche Briefe wurden sogar ungeöffnet zurückgeschickt“, sagt er. Ob es an der Adresse oder am Namen des Absenders lag, weiß er nicht. Trotzdem wird er sauer, wenn er davon erzählt.

Statt als Sozialarbeiter zu arbeiten, hat er sich für einen Master der Sozialwissenschaft an der Ruhr-Universität Bochum entschieden. Sein Fachgebiet: Stadt- und Regionalentwicklung. Er will die sozialen Verhältnisse in ärmeren Stadtvierteln verstehen und erklären können. Er teilt Forschungsergebnisse mit Studenten, hält Vorträge, schreibt Artikel und bloggt. „So kann ich einen kleinen Beitrag dazu leisten, auf die Benachteiligung solcher Stadtteile hinzuweisen.“

An der sozialen Ungerechtigkeit kann er mit seiner Doktorarbeit vermutlich nichts ändern. Aber er will den Bewohnern der benachteiligten Stadtviertel zeigen, dass sie eine eigene Identität haben. Dafür plant er jetzt eine Ausstellung in Chorweiler. Für Chorweiler.

Text: Luisa Houben



# Bis zum Schluss

*Teresa Odipo erfüllt sterbenskranken jungen Menschen  
letzte Wünsche. Der Tod gehört bei ihr zum Leben*

Als Teresa Odipo von ihrem Auslandssemester an die Uni zurückkehrt, ist Tanja nicht mehr da. Ihre Kommilitonin, die wie sie Musik studiert, ist weg. Teresa wundert sich. Hat Tanja das Studium etwa hingeschmissen? Die Tanja, die mit 15 Jahren ohne ein Wort Deutsch zu sprechen, aus Kasachstan nach Deutschland gekommen ist? Die ihr Abitur mit Bestnoten absolviert hat, um sich ihren Traum – Musiklehrerin zu werden – erfüllen zu können? Unmöglich. Teresa erkundigt sich. Sie erfährt, dass Tanja, mit der sie vor wenigen Monaten noch lachend im Hörsaal gesessen hatte, an schwarzem Hautkrebs erkrankt ist und auf der Palliativstation eines Krankenhauses liegt.





Das kann nicht sein, ist Teresas erster Gedanke. Der Zweite: Tanja schafft das. Wenn jemand den Krebs allen Prognosen zum Trotz besiegen kann, dann Tanja. Teresa beschließt, Tanja bei ihrem Kampf zu unterstützen. Als die Studentin erfährt, dass Tanja nicht mehr in der Lage ist, selbstständig die Treppen zu ihrer Wohnung hoch zu steigen, sammelt Teresa Spenden, um ihr den Umzug zu ermöglichen. Freunde und Bekannte legen Geld zusammen, doch das genügt nicht. Teresa fragt auch bei Unternehmen an – und erhält eine Absage nach der anderen. „Nette Idee, aber wir spenden nicht an Privatpersonen“, sagt der Chef eines Essener Unternehmens, als Teresa ihm ihr Anliegen vorträgt.

Also gründet Teresa im Sommer 2012 den Verein „Lebensdurst-ich“. Der Name ist der gleiche wie der von Tanjas Blog, auf dem sie ihre Leidensgeschichte erzählt. Mit dem Verein im Rücken bekommt Teresa das Geld für den Umzug zusammen. Tanjas Freude ist riesig und für einen Moment ist alles vergessen: die Krankheit, die Schmerzen, die Traurigkeit über das eigene Schicksal. Die Lebensfreude, die ihre Kommilitonin in diesem Augenblick mit allen teilt, beeindruckt Teresa. Die Studentin ist sich sicherer als je zuvor: Tanja wird es schaffen. Sie schafft es nicht.

Nach dem Umzug erlebte Tanja noch einen Sommer, bevor sie der Krankheit erliegt. 26 Jahre alt wird sie, ein Jahr jünger als Teresa heute ist. „Für mich war das eine Grenzerfahrung, die mich tief geprägt hat“, sagt Teresa.



Das Schicksal der Kommilitonin war für sie vor allem deshalb so schwer zu akzeptieren, weil Tanja genau wie sie gerade dabei war, ins Leben zu starten und Träume zu verwirklichen. „Mir ist bewusst geworden, dass, was Tanja passiert ist, jeden treffen kann“, sagt Teresa. Teresa Odipo, 27, ist in Dischingen aufgewachsen, einem 1700-Seelen-Ort in Baden-Württemberg. Ihre Mutter ist Deutsche, ihr Vater kommt aus Kenia. Nach dem Abitur studiert sie Klavier und Gesang an der Folkwang Universität der Künste in Essen und parallel Sport an der

Sporthochschule in Köln. Außerdem hat sie zwei Hilfsjobs an der Uni. Jeden Tag pendelt sie von Köln nach Essen und wieder zurück. In der Zeit nach Tanjas Tod verändert sich ihr Alltag. Sie zündet Kerzen an, ist traurig, denkt über die eigene Sterblichkeit nach. Aber sie empfindet keine Wut, keine Angst. Immer wenn sie an Tanja denkt, erinnert sie sich an die Lebensfreude, die sie mit ihr geteilt hat. „Die schönen Momente überwiegen“, sagt Teresa. Deshalb beschließt sie, für Tanja mit „Lebensdurst-ich“ weiterzumachen.

*Mit ihrem Verein „Lebensdurst-ICH“ bringt Teresa Odipo Licht in den Alltag der Kölner Uniklinik. Todkranken jungen Menschen eine Freude zu machen, ist ihr wichtigstes Ziel. Da müssen andere Termine hinten anstehen*

Das Ziel des Vereins ist es, den Lebenswillen junger sterbenskranker Erwachsener so lange wie möglich aufrecht zu erhalten. Für Teresa ist es ein zeitintensives Ehrenamt. Jeden Tag telefoniert sie für den Verein, schreibt Mails, trifft Menschen. „Vieles in meinem Alltag ist eine Gratwanderung“, sagt sie. Zwischen Studium und Ehrenamt, Arbeit und Abschalten, Freude und Trauer. Einmal im Monat organisiert sie mit dem Team von „Lebensdurst-ich“ ein Treffen für junge Patienten in der Uniklinik Köln. An diesen Nachmittagen wird gegessen, gelacht und musiziert. Der Klinikalltag soll in den Hintergrund treten, die Patienten dürfen ihre Herzenswünsche an die Mitglieder von „Lebensdurst-ich“ herantragen. Teresa und die anderen überlegen dann, wie sie diese Wünsche so schnell wie möglich realisieren können.

So wie bei Silvana, die Teresa im Frühjahr 2014 um einen Gefallen bittet. Es geht um den Song

„Can you feel the love tonight“ von Elton John. Es ist Silvanas Lieblingslied, die junge Frau würde es gerne singen und aufzeichnen. Ob Teresa sie musikalisch begleiten könne? Einen Tag später treffen sich die beiden im Gemeinschaftsraum der Uniklinik am Klavier. Bei dem Treffen sitzt Silvana auf dem braunen Wildledersofa, links vor ihr steht der Tropf, rechts sitzt Teresa am Klavier. Beide Frauen sind in diesem Augenblick glücklich. Aber als Teresa die ersten Takte anstimmt, rattert eine Schwester mit dem Essenswagen über den Gang. Danach ist klar, dass die Tonaufnahme nicht im Krankenhaus stattfinden kann. Teresa trommelt ihren Verein zusammen. Sie telefonieren sich die Finger wund: Wenige Tage später ist ein Tonstudio gefunden, in dem Silvana ihr Lied professionell einsingen kann. Am Ende der Woche ist auch der Krankentransport zum Studio organisiert und das Treffen mit den Ärzten abgesprochen. Am Valentinstag, kurz bevor Silvana auf die Palliativstation ver-

legt wird, singt sie ihr Lieblingslied im Studio ein. Später erfährt Teresa, dass Silvana die Aufnahme für ihre eigene Beerdigung haben wollte. „Es ist beeindruckend, wie bewusst sie sich mit ihrer Lage auseinandergesetzt hat“, sagt sie.

Das Leid und die Krankheit der anderen machen Teresa oft traurig. Aber die glücklichen Momente mit den Patienten geben ihr auch Kraft. Als sie sich während der Examenzeit einmal nicht auf den Lernstoff an der Uni konzentrieren kann, stellte sie sich Tanja vor, ihre Kommilitonin, die so viel dafür gegeben hätte, dieses Examen vorzuschreiben. „Mich gut auf dieses Examen vorzubereiten war das Mindeste, was ich für Tanja tun konnte“, sagt Teresa. Und wenn dennoch mal nichts mehr geht, springt sie in ihre Laufschuhe und läuft los. 2013 hat sie ihren ersten Marathon geschafft.

*Text: Alexandra Jegers*



# Kopfsache

*Anna Hahner ist die schnellste Marathonläuferin Deutschlands.*

*Um auf 42 Kilometern alle hinter sich zu lassen, muss sie hart trainieren – nicht nur die Beine*

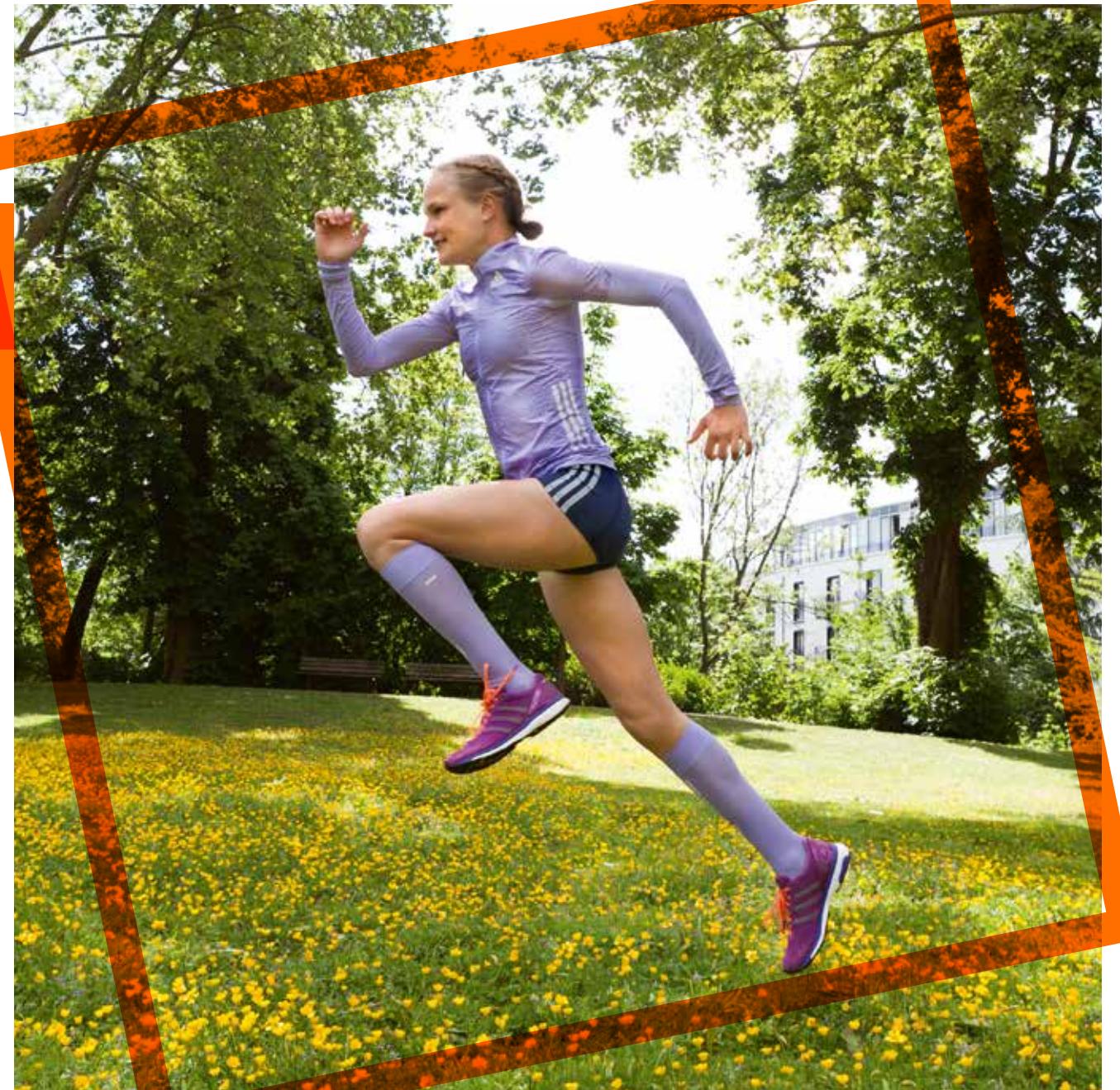
Auf einem Parkplatz schippen zwei Bauarbeiter Kies in eine Schubkarre. Plötzlich lassen sie ihre Schaufeln zu Boden sinken. Sie rücken ihre Kappen zurecht und winken der jungen Frau zu, die an ihnen vorbei läuft. Die Frau hat ihre blonden Haare zum Dutt zusammengesteckt, das Gesicht ist braun gebrannt. Die Bauarbeiter kennen die Frau gut: Mindestens zwei Mal am Tag läuft sie an ihnen vorbei. Und immer sieht es so aus, als würde sie über dem Boden schweben. Die Frau

winkt zurück, lächelnd, ohne abzubremesen. Sie läuft schnell, schon ein paar Sekunden später ist sie hinter der nächsten Ecke verschwunden.

Anna Hahner, 25, ist derzeit Deutschlands schnellste Marathonläuferin. Den Marathon in Wien ist sie im Frühjahr in 2:30 Stunden gelaufen. Eigentlich wollte sie noch vier Minuten schneller sein, um ihre Bestzeit aus dem vergangenen Jahr zu toppen. Das Ziel hat sie verfehlt, trotz-

dem würde sie das Rennen niemals als Niederlage bezeichnen – im Gegenteil. „Das ist jetzt erst recht ein Ansporn weiterzumachen“, sagt sie. Anna kann aus allem etwas Positives ziehen.

Der Marathon ist eine der größten Herausforderungen für einen Sportler. Er erfordert Disziplin im Training und Durchhaltevermögen im Wettkampf. 42 Kilometer, das entspricht ungefähr der Distanz zwischen Köln und Düsseldorf.



„Auch mir erscheinen 42 Kilometer ziemlich lang“, sagt Anna. Am Tag des Wettkampfs in Wien war sie perfekt vorbereitet. Im Körper und im Kopf. „Aber dann kommen noch äußere Einflüsse dazu, über die ich keine Macht habe“, sagt Anna. Und wenn man den Wind zum Gegner hat, wird die Strecke auf den letzten Kilometern ein Härtetest. Anna ärgert sich nicht über die verpasste Bestzeit. „Am wichtigsten ist, dass ich nach 42 Kilometern weiß, dass ich kein bisschen schneller hätte laufen können“, sagt sie.

Wenn sie über die Zielgerade läuft, dann ist sie keine Einzelkämpferin, sondern die Frontfrau eines Teams, sagt sie. Das wichtigste Teammitglied ist ihre Zwillingsschwester Lisa. Beide laufen Marathon, in dem Sport sind sie eine Marke. Man kann sie kaum voneinander unterscheiden: Auf Pressefotos stehen sie sich oft mit geballten Fäusten gegenüber, aber das ist Inszenierung. Am Küchentisch gehen sie entspannt miteinander um. Lisa hat gerade einen Ermüdungsbruch

und muss beim Training pausieren. Anna hatte bis jetzt noch keine größere Verletzung. Aber sie weiß, dass der Grad zwischen Anstrengung und Überanstrengung schmal ist. Sie nennt den Sport „Raubbau am eigenen Körper“.

Anna alleine zu treffen, ist nicht leicht. Wenn Lisa nicht bei ihr ist, kleben Manager und Mentaltrainer an ihr. Den Kopf fit zu machen für die Langstrecke, gehört zum Trainingsplan. Anna kennt viele Strategien dafür. Eine ist, dass sie sich die 42 Kilometer in sieben Abschnitte einteilt und für jeden ein Lied im Kopf hat, das sie sich als Ohrwurm abrufen. Eine andere: Sie stellt sie sich vor, sie steht einem großen Vorbild gegenüber, wie Musiker und Extremsportler Joey Kelly. „Dann kann ich seine Energie spüren und sie in mich aufnehmen“, sagt sie. Und wenn sie auf der Strecke ist, nimmt sie die Energie der Zuschauer auf, die sie anfeuern. „Ich bin überzeugt, dass man Energie von anderen bekommen kann.“

Anna redet laut, wirkt ziemlich aufgedreht. Aber sie kann auch zuhören. Sie ist mit vier Geschwistern aufgewachsen. Nur selten hat sie das Bedürfnis allein zu sein. Sie wohnt mit ihrer Schwester in einer WG in Gengenbach im Schwarzwald. Die Bedingungen für das Training sind dort optimal: wenig Regen und relativ warme Temperaturen. Deshalb beherbergen die Schwestern oft befreundete Läufer. Gerade ist auch ihr Bruder zu Besuch in der WG. Seit sieben Jahren ist Laufen das Leitmotiv in Annas Leben. Der ganze Alltag ist nach dem Training ausgerichtet. Seit sie in Gengenbach wohnt, kann sie sich ganz auf den Sport konzentrieren – viel Ablenkung gibt es hier nicht.

Das war bis vor drei Jahren noch anders. Anna hat Lehramt in Mainz studiert, den Bachelor in Regelstudienzeit abgeschlossen. Das Studium hatte sie danach ausgewählt, ob es ihr genug Zeit für das Training lässt. In der Oberstufe wollte Anna noch Juristin werden. Doch sie entschied



*Anna Hahner war als Stipendiatin Sprecherin ihrer KAS-Hochschulgruppe in Mainz. Eigene Ziele zu verfolgen, sich aber auch für andere zu engagieren, das ist für die Läuferin kein Widerspruch*

sich dagegen und wählte stattdessen die Fächer Französisch und Katholische Theologie. „Ich habe ein Grundvertrauen in das Leben, weil ich weiß, dass es da jemanden gibt, der sich etwas Gutes dabei gedacht hat“, sagt sie. Ein Studentenleben hatte Anna nie. Selbst die Wohnung in Mainz hat sie im Hinblick auf das Training ausgewählt. Sie lag direkt neben der Kaserne, in der Anna trainieren durfte. Ihre Bachelor-Arbeit schrieb sie im Trainingslager in Kenia. Einen Freundeskreis konnte sie sich nicht aufbauen. Ein wenig Bindung an die Stadt bekam Anna erst als Sprecherin ihrer Stipendiaten-Hochschulgruppe. In Gengenbach hat sie schneller Wurzeln geschlagen. Anna sitzt am Küchentisch, es duftet nach Kaffee. Die Tür hinter ihr ist von oben bis unten mit Postkarten von Freunden und Fans aus aller Welt beklebt. Sie hat einen süßen Auflauf vorbereitet, den sie sympathischerweise nicht

Neudeutsch „Crumble“, sondern „Apfelstreusel“ nennt. Sie nimmt sich eine große Portion und piekst genüsslich in die Masse aus Obst und Streuseln. Fertig ist sie erst, als der Teller ganz sauber ist. „Das ist eine Eigenart von uns“, sagt sie und lacht. „Wir lecken unsere Teller immer so leer, das sie manchmal versehentlich wieder bei den anderen im Schrank landen.“ Wir – das sind immer ihre Zwillingsschwester Lisa und sie. Selten redet Anna von sich in der ersten Person.

Zusammen mit ihrer Schwester hat sie den „Hahnertwins Club“ gegründet. Zwischen 89 und 159 Euro kostet die Mitgliedschaft dort, je nach Paket für ein Jahr. Das ist für die Zwillinge neben ihren Sponsorenverträgen eine zusätzliche Einnahmequelle. Dafür versorgen sie die Mitglieder mit Tutorials zu Lauftechniken, Ernährungstipps und Motivationsstrategien. Und

manchmal auch mit Rezepten. Anna kocht und backt leidenschaftlich gerne und das nicht gerade „light“. Sie ist eine zierliche Person, wiegt 48 Kilo bei 1,65 Meter Körpergröße. Und sagt, dass sie jeden Tag Kuchen esse und nach dem Abendessen mehrere hundert Gramm Schokolade.

In den nächsten Jahren will sie alle großen Marathons der Welt laufen. Bei ihrem nächsten Wettkampf im Herbst hofft sie, dass sie sich für die Olympischen Spiele in Rio de Janeiro 2016 qualifizieren kann. Sie würde gerne bis 2024 weiter laufen. „Dann muss man sehen, ob der Körper noch mitmacht“, sagt Anna. Vermutlich wird sie bis dahin noch einige Menschen mit ihrer positiven Energie anstecken. So ähnlich wie ein Pacemaker, ein Tempomacher. Nur eben für den Kopf.

*Text: Eva Morlang*



## Die Autoren



### Michael Scheppe

kann sich trotz Matheleistungskurs keine langen Zahlenreihen merken. Braucht er aber auch nicht für sein Journalistik- und Wirtschaftsstudium in Dortmund.



### Eike Hagen Hoppmann

aus Mannheim würde auch gerne skaten können. Mit 2,02 Meter ist das für den VWL-Studenten aber schwierig.



### Luisa Houben

beschäftigt sich in ihrem Amerikanistik-Studium mit fremden Welten in Übersee. An ihrem Studienort Bochum sucht sie jetzt nach Nicht-Orten.



### Alexandra Jegers

hat auch einen großen Herzenswunsch. Den wird die Kölner VWL-Studentin hier aber nicht verraten.



### Eva Morlang

studiert Soziologie- und Musikwissenschaft in Mainz. Sie isst genauso gerne Apfelstreusel wie Anna, läuft aber nicht halb so schnell wie sie.

## Impressum

Journalisten-Akademie  
der Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.  
Rathausallee 12  
53757 Sankt Augustin  
[www.kas.de/jona](http://www.kas.de/jona)

Tel.: 0 22 41 / 246 2550  
E-Mail: [journalisten-akademie@kas.de](mailto:journalisten-akademie@kas.de)

Herausgeber:  
Dr. Marcus Nicolini

Chefredaktion:  
Astrid Csuraji, Stéphanie Souron

Redaktion:  
Eike Hagen Hoppmann,  
Luisa Houben, Alexandra Jegers,  
Eva Morlang, Michael Scheppe

Gestaltung: Judith Uhlemann  
[www.uhlemann-design.de](http://www.uhlemann-design.de)

Fotografie: Petra Warrass  
[www.petrawarrass.de](http://www.petrawarrass.de)

Druck:  
WOESTE DRUCK + VERLAG  
GmbH & Co. KG  
Im Teelbruch 108  
D-45219 Essen-Kettwig

© Konrad-Adenauer-Stiftung e.V., 2015  
ISBN: 978-3-95721-111-8



ECHT

STARK